



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bülow, Margarethe von: Aus der Chronik derer von Riffelshausen :
Erzählung in zwei Büchern : (Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Aus der Chronik derer von Riffelshausen.

Erzählung in zwei Büchern von Margarethe von Bülow.

(Schluß.)



Georg Riffelshausen hielt unterdessen in seinem Wagen an der Hohenottersleber Grenze, hoch auf dem Hügel, wo ein aufgerichteter Stein das Ende des Siebenhofner Bodens bezeichnet. Sinnend schaute er nach Süden, wo das Land vor ihm seine reichste Schönheit entfaltete. Dörfer und einzelne Gehöfte, von Bäumen umschlossen, sahen hie und da zwischen den Hügeln vor; unter ihm im schmalen Flußthal lag Siebenhofen bereits von der Sonne verlassen, und wie kleine, emsige Käfer erschienen die noch in der Ernte beschäftigten Landleute. Und da sprang, wie ein Hase über Brachland und Stoppeln, ein Mann gerade auf ihn zu.

Der Wächter von Hohenottersleben, der an des Barons Wagen stand, sprach eifrig zu ihm wegen einer großartigen Getreidelieferung, während Riffelshausen nur zerstreut zuhörte und an die Benutzung einer starken Quelle dachte, die hier an der Grenze, leider noch auf Hohenottersleber Grund, kräftig aus dem Gestein sprang und sich in einen kumpfigen Graben verlor.

Außer Ihnen, sagte der Hohenottersleber, wäre ich der einzige, der die Lieferung übernehmen könnte. Die andern bauen ja nichts als Rüben für den Brennholz.

Ganz richtig, sagte Georg, dachte aber an die Quelle.

Der Hohenottersleber räusperte sich und schlug mit dem linken Fuß gegen den rechten, wobei er einen Blick über die Felder warf. Da kommt ein Mensch von Siebenhofen her, der scheint's gewaltig eilig zu haben.

Der Baron wandte sich langsam um, sah gleichmütig nach dem Läufer und setzte sein Gespräch mit dem Nachbar fort. Er hielt jede Aufregung für schädlich und vermied sorgfältig jeden Anlaß dazu. Es dauerte nicht lange, da kam der Siebenhofner Knecht, Jeremias Bratsch, schnaufend und keuchend bei dem Wagen an.

Nun, was giebt es, Bratsch? fragte der Baron.

Hier ein Zettel von Fräulein Julie, und der Herr Verwalter hat's eilig gemacht.

Bratsch wollte den Zettel übergeben, den er in der Hand zu halten meinte, oder in die Hosentasche geschoben hatte, oder nein, in die Mütze, aber der Zettel war nicht da.

War es denn wirklich Fräulein Julie, die dir den Zettel gab?

Nein, der Herr Verwalter, und er machte es so eilig! Ach, du liebe Zeit! Ich dachte mir nur, daß er von Fräulein Julie wäre, weil die mit dem Herrn Verwalter geredet hatte; aber es war doch vom Herrn Verwalter, ich entsinne mich jetzt.

Er wird dich nicht wieder als Boten gebrauchen.

Ach, daß Gott! Briefe hatte er bekommen vomwegen den Steinen und wollte auch gleich nach dem Moosdorfer Bruche hinüber. Wenn der Herr Baron sich tummeln, werden Sie ihn noch dort treffen.

Der Hohenottersleber lachte. Ist das ein Esel! Na, Herr Baron, lassen Sie sich von Herrn Osander nur angenehmes berichten.

Der Baron reichte dem Nachbar die Hand, hieß dann den Knecht aufsteigen, und fort rollte der Wagen auf dem zerfahrenen Feldwege.

Osander war nicht mehr im Steinbruch, und als ihn der Baron nach längerem Umherfahren traf, erfuhr er, daß doch Fräulein Julie die Absenderin deszettels gewesen war.

Osander, der grimmig auf den fahrlässigen Boten schalt, wußte weiter garnichts.

Als er endlich zu Hause anlangte, empfing ihn der Schmidt an der Hausthür.

Was ist vorgefallen? fragte Georg gespannt.

Nun, weiter nichts. Mit dem Abendzuge ist der Herr Pastor Richter fortgefahren, über Rummelshausen, wegen Fräulein Mathildchen ihren Sachen, sonst wäre es ja wohl über Triibensee und Erfurt bequemer gewesen. Die sechs Groschen für den kleinen Wild, der den Koffer auf der Karre nach der Bahn gefahren hat, habe ich ausgelegt, Herr Baron.

Was ist das? Wohin reist Herr Richter, und was für Sachen sind das, die er mitnimmt? Sei kurz, Schmidt, ich bin müde.

Da mögen sich der Herr Baron ins Bett legen.

Sind die Damen noch wach?

Ja, jede allein für sich, weil das gnädige Fräulein so erzürnt sind auf Fräulein Julie, weil sie Fräulein Mathildchen mit dem Herrn Pastor Richter hat fortreisen lassen. Denn dem Herrn Pastor sein Vater läge am Tode, und da wäre Fräulein Mathildchen nötig dabei, und dem Herrn Baron wird's schon recht sein, meinte Fräulein Julie.

Der Baron verharrete einige Minuten in Schweigen. Dann zog er die Brauen hoch und sagte: Bringe mir noch eine Tasse Thee auf mein Zimmer.

Fräulein Julie warten im Eßzimmer auf den Herrn Baron, sagte der Schmidt, worauf Georg nach kurzem Zögern die Thür öffnete.

Auf dem Eßtisch brannte die Lampe, um welche die Bestandteile der einfachen Abendmahlzeit bereit standen. In der Nische eines geöffneten Fensters lehnte Julie, so tief in Gedanken versunken, daß sie seinen Eintritt nicht wahrte.

Georg setzte sich schweigend an den Tisch und sah geradeswegs in das Lampenlicht, er hatte sehr gesunde Augen. Fledermäuse rumorten im Getäfel, der Nachtwind bewegte die Fenstervorhänge, die Spiritusflamme unter dem Thee-

kessel war längst verlösch. Er zog es aber vor, sich nicht bemerkbar zu machen, und schwieg, bis Julie das Fenster schloß und sich nach innen wandte.

Du, Onkel Georg? rief sie lebhaft überrascht und eilte zu ihm hin.

Hast du jemand anders erwartet? fragte er mit halbem Lächeln.

Nein, nur dich, aber dich schon sehr lange, sodaß mir über dem Warten fast die Hoffnung verging, dich je eintreten zu sehen.

Und darum verfielst du zuletzt auf den Gedanken, ich würde zum Fenster hineinsteigen? Setze dich, Kind, und gieb mir etwas zu essen. Ah, die Maschine hat auch die Geduld verloren. Es thut nichts, gehe deswegen nicht noch einmal hinaus.

Doch Julie ging und holte den Spiritus, mit dessen Hilfe das Theewasser bald wieder sang. Eifrig schob sie ihm die Herrlichkeiten der Tafel herbei und sah ihn dazwischen verstohlen an, um ein wenig herauszufinden, was er über die Begebenheiten des Nachmittags denke. Sie konnte nichts entdecken.

Onkel!

Nun, Julie?

Du weißt doch, was wir ausgeführt haben, oder hat dich mein Briefchen nicht erreicht?

Ich danke meine Kenntnisse mündlichen Ueberlieferungen und muß mich wohl oder übel in das Geschehene finden, da es sich nicht mehr ändern läßt. Ich bitte um den Zucker — danke dir.

Sie stand vor ihm, die Zuckerdose in der Hand, sah ihn groß an und sagte: Du findest — du meinst — wir hätten — und ich glaubte so bestimmt, in deinem Sinne zu handeln! Sein Vater liegt im Sterben, Onkel Georg!

Wenn Richter seine Kindespflicht nicht allein zu finden vermöchte, so wäre auch für seine Frau wenig Glück in Aussicht. Hast du dich immer noch nicht überzeugt, Kind, daß es wichtig ist, den Anforderungen der Sitte möglichst genau nachzukommen? Wir haben uns vor nichts mehr zu hüten als vor dem ersten Schritt in die sogenannte Freiheit, selbst wenn die Verhältnisse uns dahin zu drängen scheinen! Wenn auch wirklich nicht unmittelbar Schaden daraus erwachsen sollte, so liegt doch eine unabsehbare Gefahr in der Ansicht, daß äußere Verhältnisse unsre Handlungsweise zu rechtfertigen vermöchten. Wo willst du enden, wenn du einmal damit angefangen hast? Kein Verstand reicht aus, die niedergerissenen Schranken wieder aufzurichten, und außerhalb derselben rettet auch das feinste Gefühl nicht vor Verirrung. Wir wollen nicht mehr über diese Sache sprechen, aber ich hoffe, du hast mich ganz verstanden.

Er hatte ruhig gesprochen, aber sehr ernst. Julie wußte jetzt, daß sie in seinen Augen schwer gefehlt hatte. Es bekümmerte sie sehr, und sie saß in traurigem Schweigen neben ihm, ohne noch einen Versuch zu machen, sich zu entschuldigen.

Ach Onkel Georg! sagte sie endlich, tief aufseufzend.

Was fehlt dir, Kind?

Ach ich bin so traurig! Alles mache ich verkehrt, und gerade dann, wenn ich es mir am besten ausgedacht habe. Was soll ich nun anfangen, wenn du böse bist?

Böse? Er wandte sich lächelnd ihr zu, aber der Ausdruck ihrer Augen machte ihn betroffen.

Julie! Sollst du an mich denken und an meine Meinung, wenn es gilt, Recht von Unrecht zu unterscheiden? Willst du denn aufhören, nach dem Guten

zu streben, wenn ich begraben bin? Du darfst deinen Halm nicht außer dir suchen! Und nun laß uns Frieden schließen, nicht? Du liegst doch noch in Fehde mit der Tante?

Sie lächelte mit Thränen in den Augen und sagte: Du bist ein böser Onkel! Nächstens verbietest du mir noch, dich lieb zu haben. Aber dann sollst du sehen, wie ungehorsam ich sein kann. Wenn ich das Gute und dich nicht recht auseinander zu halten vermag, wer ist daran wohl schuld als du?

Sechshundvierzigstes Kapitel.

Die ungeheure Kriegstragödie ging indessen weiter. Schritt für Schritt, gemessen und doch unaufhaltsam, brach das Verderben über Frankreich herein. Die drei Schlachten bei Metz waren geschlagen, wieder herrschte ein fieberhafter Jubel, der Krieg schien zu Ende. Aber die Freude sollte gedämpft werden.

Die Herrschaft in Siebenhöfen las die Kreuzzeitung. Sie war während dieser Zeit sehr eintönig.

Vorgestern starb mein einzig geliebter Sohn den Tod für König und Vaterland. — Gestern wurden drei meiner Söhne im Kampfe für König und Vaterland von französischen Kugeln durchbohrt. — So ging es weiter, drei, vier Spalten, tagaus, tagein. Die edelste Jugend des Landes lag tot in fremder Erde.

Es war am Vormittage des dritten September. Georg sah, durch einen ungewohnten Lärm aufgestört, zum Fenster hinaus und traute seinen Augen kaum. Eine Barbarenhorde schien durch das Thor eingedrungen. Wildes Jauchzen und Hurrahrufen, ein Springen wie von Besessenen, die Mützen flogen in die Luft. In der Mitte der Schreier befand sich der kleine Oberförster Dusele, die grüne Uniform war ihm halb vom Leibe gerissen, Georg sah schon von weitem, wie er nach allen Seiten lächelte und gestikulirte, die vollendete Karikatur.

Was ist los, ihr Leute? rief der Baron.

Wir haben ihn! schrie alles durcheinander.

Wen denn?

Den Kaiser!

Seid ihr denn besessen? Georg erblaßte.

Mittlerweile waren die sämtlichen Hausgenossen, Tante Cäcilie, Julie, die Minna und der Schmidt, vor die Thüre gelaufen. Die tolle Aufregung teilte sich allen mit.

Jetzt trat Dusele, zierlich hüpfend, vor die Damen und deklamirte in singendem Tone:

Wir haben ihn, wir haben ihn,
Den edeln Bonaparte,
Den seine schöne Kaiserin,
Eugenie, die Zarte,
Zum Kriege narrete;
Jetzt heißt es: Warte, warte!
Du schlimmer Bonaparte!

Der Landbote, der nüchternste aus dem Schwarme, übergab dem Baron das amtliche Telegramm, welches die Gefangennahme des französischen Kaisers meldete. Georg las es laut, die Siebenhöfner schrien aufs neue, der Schmidt

und die Minna stimmten in den Jubel ein, Tante Cäcilie und Julie fielen sich in die Arme, sie wußten selbst nicht recht, ob sie lachten oder weinten.

Wir haben's verdient, diesen Tag miteinander zu erleben! rief endlich die Tante. Womit, das wußte keiner, aber man stimmte ihr jubelnd bei.

Als jedoch der Oberförster dem Baron vorschlug, den Fall des Franzosenkaisers durch ein Gelage zu feiern, meinte Georg, sehr ernst werdend, das Feste-Feiern solle man für die Friedenszeit ersparen.

Es war in der That den Siebenhofnern in dieser Zeit wenig festlich zu Mute in der beständigen Unruhe um die kämpfenden Söhne, von denen seit längerer Zeit keine Nachrichten eingetroffen waren.

Mathilde dagegen schrieb pünktlich. Es schien wirklich ihrer Vermittlung gelungen zu sein, Vater und Sohn Richter zu versöhnen. Der alte Richter hatte sich sogar etwas erholt, wünschte aber dringend die Kinder für den voraussichtlich kurzen Rest seines Lebens bei sich zu behalten. Auch der Pastor Richter schrieb an den Baron und nannte Mathilde ein über das andremal seinen guten Engel. Aber er sprach auch die Bitte aus, sich mit ihr in der Stille auf dem elterlichen Gute trauen lassen zu dürfen, damit der Vater diese Freude noch erlebe. Nach reiflicher Ueberlegung antwortete Georg bejahend. Julie sollte unter dem Schutze Schmidts zur Trauung nach der Richterischen Besetzung reisen. Es wurde auch alles hierfür angeordnet, aber am letzten Tage erklärte Julie mit der größten Bestimmtheit, Mathilde müsse ohne sie fertig werden, sie könne sich nicht mit dem Gedanken ausöhnen, Siebenhofen auch nur auf Tage zu verlassen und den Dinkel seiner beiden Adjutanten zu berauben.

Es gab auch gerade in dieser Zeit manches zu schaffen und zu sorgen. In Erfurt hatte ein Teil der Kriegsgefangenen Unterkunft gefunden. Es war vorgekommen, daß dieser Gefangenen einige sich in der Nähe von Siebenhofen an den Teichen herumtrieben, wo sie Frösche fingen, um sich an dieser Lieblings Speise zu laben. Sie ließen sich aber durch des Barons Leute gutwillig nach der Festung zurückzuführen. Auch waren in Erfurt zwei große Lazarete entstanden, denen der Siebenhofner Gutsherr, gleich seinen Nachbarn, allwöchentliche Zufuhr von Lebensmitteln sandte. Schon hatte das Laub in dem nicht übermäßig gepflegten Park ein müdes Ansehen, und der Staub von der Landstraße flog über die Mauer und saß auf Gras und Blumen; auf den Rabatten leuchteten dustlos die Astern und Georginen. Die Stoppeln auf den Feldern bildeten auch in dieser ernsten Zeit den Sammelpunkt für die Jagdliebhaber der Gegend, und der Guttschäfer mit dem mächtigen Krämpenhut führte seine Herde ebenfalls auf die verödeten Felder, um zwischen den harten Stoppeln, Gott weiß womit, ihren Appetit zu stillen. Die Schafe blökten friedlich am Hügelhang, und der Hund umsprang sie eifrig. Der Schäfer, der an einem blauen Strumpf strickte, sah gelassen nach den fernen blauen Bergen und dachte an nichts.

Einmal des Nachts schreckte Feuerschein die Siebenhofner aus dem Schlafe, die Trommel rasselte durch das Dorf, und der Baron meinte, es müsse in Ottersleben brennen. Osander jagte mit der Spritze davon, und die Siebenhofner, welche aus dem Bodenfenster sahen, bemerkten zu ihrer Genugthuung daß der rote Schein nach und nach erlosch.

Als man zu ungewöhnlich früher Stunde beim Frühstück versammelt saß,kehrte Osander zurück, das Gesicht geschwärzt wie ein Schlotfeger.

Nun? fragte der Baron.

Zulie schob ihm einen Stuhl hin und holte eine Tasse herbei. Sie lächelte über des braven Verwalters Aussehen.

Der Fein ist abgebrannt, Herr Baron, brummte Osander.

Riffelshausen zog die Brauen in die Höhe. Das ist schlimm.

Sawohl, er brannte ab wie Zunder. Und so groß, wie er obenein war! Das Feuer ist jedenfalls angelegt worden, und ich kann mir auch denken, wer das saubere Kunststück gemacht hat. Der Schwarz soll sich hier wieder heruntreiben.

Das ist eine böse Geschichte, sagte der Baron nachdenklich.

Na, wir sind ja versichert, Herr Baron.

Für dies Jahr noch nicht. Ich bin nachlässig gewesen, habe es hinausgeschoben, weil ich selbst deswegen nach der Residenz wollte. Dies Jahr kommt uns teuer zu stehen.

Das will ich meinen! rief die Tante, die Milchwirtschaft wirft garnichts mehr ab, da du alles nach Erfurt schickst. Mit dem Geflügel ist's dasselbe. Ich weiß freilich nicht, warum wir auf Kosten der abscheulichen Franzosen hungern sollen. Dabei hast du die Wolle dies Jahr wirklich verschenkt, und nun sorgst du auch noch dafür, daß wir kein Getreide zu verkaufen haben.

Der Baron schwieg; die andern ebenfalls. Osander gebrauchte mit Getöse sein Taschentuch.

Indessen tanzten die ersten Sonnenstrahlen durch die Fenster und glühten auf den vergoldeten Henkeln des Frühstücksgeschirres, warfen ein Glanzlicht auf Zuliens Kinn und beleuchteten des Barons magere und schmale Hand, sowie Tante Cäcilien's geblühten Morgenrock. Eine große blaue Fliege stieß mit dem Kopf an die Scheiben, torkelte auf das Fensterbrett und sumnte wie eine Lokomotive, die den Dampf ausläßt.

Plötzlich sprang polternd ein Knecht ins Zimmer. Mit weit offenen Augen und schreckensbleichem Gesicht meldete er, der Christoph Schwarz habe sich im herrschaftlichen Garten erhenkt, an der Kiefer bei der Brücke.

Guter Himmel! rief Cäcilie, und da mußte der entsetzliche Mensch dazu unsern Garten aussuchen!

Ihr habt ihn doch sofort losgeschnitten? fragte der Baron.

Ne, wir dachten, am Ende — stotterte der Knecht, worauf Osander aufsprang und hinausstürzte, die Tante und der Knecht hinterdrein. Der Baron sah in seine Tasse, und Zulie machte die Bemerkung, daß die Sonne zu deutlich die Linien zeigte, die auf seiner Stirn und um die Augen lagen.

Ein paar Stunden später brachte der Postbote dem Baron ein Schreiben aus Frankreich von unbekannter Hand. Nachdem er dies, sowie die Verlustliste in der Zeitung mehrmals durchgelesen hatte, rief er den Schmidt in sein Zimmer.

Was befehlen der Herr Baron? fragte der Schmidt bedenklich, nachdem er schweigend einige Minuten lang neben dem Schreibtische seines Herrn gestanden hatte. Doch keine schlimmen Nachrichten?

Die Ungewißheit ist unerträglich! rief Georg fast heftig. Ein Kamerad Antons schreibt mir, dieser sei vor Sedan schwer verwundet worden; dasselbe schreibt Balers Regimentskommandeur von diesem. Ein Riffelshausen steht in der Liste der Toten; aber es ist ein Regiment genannt, das unsre Jungen nichts angeht. Die Jungen selbst schweigen.

Ja, meinte der Schmidt, schlimm ist's schon. Die gnädigen Damen sind auch gar so sehr in Aengsten, und des Barons Anton gnädiges Fräulein Braut hat auch lange nichts mehr gehört.

Georg überlas wohl zum zehntenmale das kurze Schreiben. Auf seiner Stirn lagen tiefe Schatten.

Du mußt nach Frankreich, Schmidt, und nach ihnen sehen, da ich selbst nicht kann.

Aber Herr Baron!

Nun?

Nu, Sie werden ja doch nicht ohne mich fertig, Herr Baron!

Sch werde dich sehr vermissen, mein Alter, doch kommt das jetzt nicht in Betracht. Denke an die Kinder!

Georgs schmales Gesicht sah grau aus, und die dunkeln Augen lagen besonders tief. Der Schmidt betrachtete ihn kopfschüttelnd; dann rief er herzlich: Nun, sorgen sich der Herr Baron nur nicht! Der liebe Herrgott kann Ihnen doch nicht so unbändiges Leid anthun, er brächte es ja selber nicht übers Herz!

Noch an demselben Tage reiste der Schmidt ab, und es dauerte nicht lange, so kam die Nachricht, daß er mit Baron Valer unterwegs sei. Es werde freilich ein Weilchen dauern, denn der Herr Referendar seien von den verwünſchten Franzosen grausam zusammengeschossen und könne nur langsam von der Stelle gebracht werden.

Es war ein Aufatmen in Siebenhofen. Er lebt also! Daß Anton in dem Briefe nicht erwähnt worden war, wurde auch als günstiges Zeichen angesehen.

Tante Cäcilie lief rastlos vom Boden bis zum Keller, um alles für die Aufnahme des Verwundeten aufs beste herzurichten. Julie war so aufgeregt, daß sie ein Ding dreimal aufhob und wieder hinlegte, ehe es ihr klar wurde, was sie eigentlich damit wollte. Alle Vorbereitungen waren längst beendet, ehe die sehnlichst Erwarteten eintrafen. Endlich kam der Tag, an dem die große Siebenhofener Kutsche nach Erfurt geschickt wurde, um den Kranken von dort abzuholen. Ganze Stunden verbrachte Julie auf dem Gartenhügel an der Mauer und sah die Fahrstraße hinunter, bis endlich, endlich der Wagen sich zeigte. Die Pferde gingen Schritt, ihr schien es, als käme das Gefährt garnicht von der Stelle; aber es kam, bog in den Thorweg, rumpelte über die Wallbrücke und hielt vor dem Hause. Dann hoben ein paar Männer eine in Decken gehüllte bewegungslose Gestalt aus dem Wagen und trugen sie vorsichtig, von Tante Cäcilie geleitet, ins Haus.

Julie war mit gefalteten Händen am Thürpfeiler stehen geblieben. Sie war wie versteinert. Diese bewußtlose, regungslose Sammergestalt — war das überhaupt Valer?

Der Baron hatte sich mit Schmidt in sein Zimmer zurückgezogen. Und was weißt du von Anton? war seine erste Frage.

Baron Anton? Der Schmidt sah bestürzt in das Gesicht seines Herrn. So wissen die Herrschaften noch nicht —

Was? Georg sah den Alten stumpf an; er wagte in diesem Augenblicke nicht zu denken. Der Schmidt öffnete mehrmals den Mund, schüttelte den Kopf und räusperte sich. Nu, sagte er endlich mit halberstickter Stimme, es kann ja alles nichts helfen, heraus muß es. Bei Sedan war's, Herr Baron.

Tot?

Der Schmidt nickte; dicke Thränen rannen ihm über das biedere Gesicht.

Georg mußte bereits sehr angegriffen sein, denn er wurde ohnmächtig. Der Schmidt, der etwas derartiges noch nie erlebt hatte, geriet in die größte Verwirrung und rief in seiner Herzensangst Fräulein Julie herbei.

Ich hab's ihm gewiß falsch beigebracht, jammerte er, daß aber auch die Herrschaften den Herrn Leutnant noch am Leben wähten!

Nun, der andre wird ihm bald folgen, sagte Julie in stumpfer Resignation.

Die Trauerkunde verbreitete sich rasch.

Tante Cäcilie, die sich in lauten Klagen und Anklagen erging, nahm im Eßzimmer die Kondolenzbesuche der zu Scharen herbeiströmenden Siebenhofner entgegen. Während dessen stand Julie mit Doktor Petri am Bette Valers. Der Doktor kam nicht aus dem Kopfschütteln heraus. Es sei kaum zu begreifen, meinte er, wie es der Schmidt möglich gemacht habe, den vollständig erschöpften Kranken lebendig bis Siebenhofen zu bringen.

Georg verbrachte eine schlaflose Nacht, und der Schmidt, der dies wußte, saß bis tief in die Nacht hinein über „Uli den Bächter“ gebeugt; endlich aber sank sein Kopf auf das Buch, und er entschlummerte sanft über Breneli und Babeli. Tante Cäcilie bemerkte am Morgen das heruntergebrannte Licht, aber sie schwieg.

Gleich nach dem Frühstück fuhr der Baron nach Trübensee.

Die Sonne schien noch hell und warm. Von der langen Dürre war der Fluß ausgetrocknet, und grüngelbe Pflanzen kletterten über die weißgewaschenen Steine in dem Flußbett, durch welches das Wasser als dürftiger Graben von Lache zu Lache lief.

Am Wirtshause zum Grauen Hund wurde das Dach reparirt; der musikalische Wirt saß auf dem Firste und sprach mit zwei Fuhrleuten, die an dem hölzernen Tische unter dem Birnbaume Platz genommen hatten und von Zeit zu Zeit mit den Deckeln ihrer Bierseidel klapperten. Sie sprachen über die Tagesereignisse und schlugen in stolzer Freude mit den Fäusten auf die Tischplatte.

Da kann man doch stolz darauf sein, daß man ein Preuße ist! rief der eine, jener Hohenottersleber, der Mathildens Verlobung belauscht hatte und der mit Viertonnen nach Erfurt zu fahren pflegte.

Oder ein Sachs! rief der andre, es ist jetzt alles eins. Den Franzosen gegenüber sind wir alle Brüder, wie unsre Fürsten.

Der Baron beantwortete freundlich den ehrerbietigen Gruß der Männer und dachte dabei der Worte Theodor Körners:

Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?

Hoch pflanze du die Freiheitsfahne auf!

Als Riffelshausen in den Trübenseer Saal trat, fand er die weibliche Dorfjugend dort um Fräulein Lieschen versammelt. Der Baron unterbrach den Gesang eines etwas düstern Kirchenliedes, das noch aus des seligen Andermüß Zeit in besondrer Gunst stand.

Ich habe Ihnen eine Mitteilung zu machen, Fräulein Lieschen.

Während sie ihm die Hand reichte, senkten sich ihre freundlichen Augen forschend in die seinen. Dann führte sie ihn schweigend in das anstoßende Gemach.

Ich weiß, was Sie mir sagen müssen, lieber Onkel!

Es blieb unausgesprochen. Der Baron schloß das tapfere Mädchen in die Arme, und an seiner Brust weinte sie still.

Lieschen fuhr eine Stunde später mit dem Baron nach Siebenhofen. Sie wollte den Schmidt selbst hören. Es war eine stille Fahrt. Beim Grauen Hund, wo die Fuhrleute immer noch politisirten, sagte Lieschen: Wir haben einen schönen Nachsommer, und eine lange Weile darauf antwortete Georg: Der Herbst ist ja bei uns die schönste Zeit.

Als sie das Dorf erreichten, läuteten die Glocken den kommenden Sonntag ein. Eine Frau kam des Weges daher, ein Kuchenbrett auf dem Kopfe.

Ach du lieber Gott! rief sie laut, das ist ja unserm Baron Anton sein Fräulein Braut! Ach, was geht mir das ins Herz! Die Frau wischte die Augen mit der Schürze und grüßte weinend. Da weinte auch Lieschen.

Sie ließ sich dann von Schmidt das wenige erzählen, was dieser zu sagen wußte. Anton war bis zuletzt unter allen der siegesmutigste und fröhlichste gewesen, der Liebling der Kameraden und Untergebenen. Kein Schatten eines trüben Geschickes hatte ihn je bedrückt. Vor Sedan war er gefallen, die Brust von einer Kugel durchbohrt. Der Tod war sofort eingetreten.

Nachdem Lieschen sich dies mehrmals hatte erzählen lassen, versuchte sie der laut schluchzenden und klagenden Tante Trost zuzusprechen; aber da kam sie übel an. Das Mädchen hat kein Herz, sagte Cäcilie zu ihrem Bruder. Kaum ein paar Thränen hat sie vergossen! Sie hat den Anton nicht halb so lieb wie ihre blödsinnigen Dorfkinde! Nein, sie ist ganz ruhig, sage ich dir, ganz ruhig! Georg war nun allerdings andrer Meinung, aber es gelang ihm nicht, die Schwester zu überzeugen.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Julie brachte Tag und Nacht an dem Krankenbette des Bruders zu, der sich immer noch in demselben hoffnungslosen Zustande befand. Vater schien übrigens mit Juliens Pflege nicht unzufrieden, denn er geriet in Aufregung, wenn er einmal die Tante oder die junge Minna in dem Krankenzimmer gewahr wurde.

Eines Abends saß Julie wie gewöhnlich regungslos neben dem Bett und bewachte den unruhigen Halbschlummer des Bruders, auf den das Nachtlämpchen einen matten Schein warf. Da vernahm sie das leise Räuspern in dem Vorzimmer, wie es zwischen den Frauen das verabredete Zeichen war.

Im Vorgemache stand die junge Minna, die ihre Schuhe ausgezogen hatte und in der Hand hielt. Sie faßte Julien etwas aufgeregt beim Arme.

Ach daß Gott! Fräulein Julie, 's ist jemand da und will Sie durchaus sprechen.

Wo?

Unten im Garten. Eine Dame ist's mit einer Kapuze über, daß man das Gesicht kaum sehen kann. Sie will aber nicht ins Haus, und ich soll's auch niemand weiter sagen als Fräulein Julien. Ich sagte, Fräulein Julien könnten nicht hinunterkommen, aber das Frauenzimmer bittet so gottserbärmlich, daß ich's nicht mehr halten konnte! Sie wollte Fräulein Julie nur auf einen Augenblick sehen.

Ich kann nicht fort, Minna. Sagte sie nicht, was sie wollte?

Weiter nichts als: sie mußte Sie sprechen. Wenn Sie doch einmal hinunterliefen, Fräulein Julie! Ich kann ja hier derweile zum rechten sehen.

Julie überlegte rasch. Sie konnte sich gar nicht denken, wer ihr in so geheimnisvoller Weise etwas mitzuteilen habe. Die Sache erregte ihre Neugierde, darum entschloß sie sich, dem Räte der Minna zu folgen.

Die Luft war frisch draußen, obgleich der Tag warm gewesen war. Jetzt leuchtete der Mond schwach auf die Parkwege, und das Licht in den Fenstern des Herrenhauses erschien rötlich gegen das gelbweiße Gestirn der Nacht.

Zulie legte fröstelnd die Arme übereinander und wandelte schnell am Wallgraben hin, auf eine Gruppe uralter Edelkannen zu, wo sie nach Minnas Angabe erwartet wurde. Kaum langte sie dort an, als eine dichterhüllte Frauengestalt aus dem Dunkel tauchte und ihr mit halbzurückgedrängtem Freuden= anrufe um den Hals fiel.

Zulie hatte nicht an Monika Daïda gedacht.

Um Gotteswillen, wie kommen Sie hierher?

Mein Vater ist nach Wien gereist, flüsterte sie aufgeregt, er kommt aber morgen früh zurück und holt uns auch — das heißt mich. Weil er fort ist, wagte ich zu kommen, aber selbst wenn er es erführe — Sie stockte. Wie geht es ihm?

Etwas besser, sagte Zulie mitleidig.

Sie finden es unrecht, daß ich gekommen bin, aber ich konnte nicht anders!

Warum haben Sie nicht geschrieben? fragte Zulie.

Monika antwortete nicht. Sie drängte sich dichter an Zulie und sagte eindringlich: Lassen Sie mich zu ihm. Ich muß ihn einmal sehen!

Zulie trat einen Schritt zurück. Das ist unmöglich, sagte sie betroffen.

Warum? Kein Mensch wird es erfahren. Ich kann es nicht länger aushalten, ich kann nicht! Ich denke an ihn vom Morgen bis zum Abend und die ganze Nacht, bis ich nicht mehr denken kann! Ich werde wahnsinnig, wenn ich ihn nicht noch einmal sehe. Einmal nur! Denken Sie, liebe, gute Zulie, es ist nur dies eine mal, und ich muß mich zu Tode grämen! Ich will ja nachher wirklich vernünftig sein, nur einmal ihn sehen!

Sie begann leidenschaftlich zu weinen und hielt dabei Juliens Arm so fest umklammert, als fürchtete sie, diese könnte ihr entschlüpfen. Zulie war unschlüssig und schwieg.

Lassen Sie mich zu ihm! begann Monika von neuem, glauben Sie mir, ich habe ein Recht, es zu verlangen! O Zulie, wenn er stirbt — ich muß, ich muß ihn sehen! Doktor Petri sagte gestern so schreckliche Dinge, daß ich kaum ertragen konnte, es anzuhören. Ich bin seitdem herumgelaufen wie eine Verrückte, bis ich es endlich möglich machen konnte, mich hierher zu schleichen! Der alte Josef, der mich begleitet hat, wartet draußen an der Mauer; er wird wohl eingeschlafen sein. Alles schläft jetzt, sehen Sie, auch die Lichter in Ihrem Hause sind erloschen! Lassen Sie mich doch nur einen kleinen Augenblick hinein!

Zulie vermochte es nicht, diesem Flehen länger Widerstand zu leisten. Sie umfaßte Monika und sagte seufzend: So kommen Sie. Aber es war ihr unbehaglich zu Mute.

Die geknickte Gestalt der Weinenden richtete sich augenblicklich auf, und sie ging so rasch, daß Zulie Mühe hatte, Schritt zu halten. Ohne auch nur einen Schatten von Angst oder Unruhe zu zeigen, eilte Monika die Treppenschucht hinan und durchschritt den Korridor. Da vernahm Zulie Tante Cäcilien in der Nachtsille leicht erkennbare Schritte. Die würdige Dame hatte sich, von einer plötzlichen Eingebung getrieben, vom Lager erhoben und nach dem Krankenzimmer aufgemacht.

Zurück! rief Zulie leise. Sie fühlte den Schreck in allen Gliedern. Allein Monika verschwand, wie eine Eidechse unter dem Steine, in der durch einen altertümlichen Schrank verdeckten Ecke. Im nächsten Augenblicke öffnete sich auch schon eine Thür und, das stark duftende Dellämpchen in der Hand, erschien geisterhaft die Tante.

Wo bist du denn gewesen, Julie? fragte sie scharf.

Ich ging einen Augenblick in den Garten, um — Lust zu schöpfen.

So? mitten in der Nacht? Das ist neu. Und unterdessen hat die Minna das Erneuern des Verbandes versäumt. Das fehlte auch noch gerade — was war denn das eben?

Fledermäuse, die im Giebsim spuken, Tante.

Auf euch kann man sich eben immer noch nicht verlassen! Ich sehe, daß ich die Nachtwachen selbst übernehmen muß. Doktor Petri wird schön böse sein, wenn ich ihm diese Nachlässigkeit berichte!

Ein andermal, liebe Tante, werde ich dich bitten, mich zu vertreten, und nicht die Minna. Jetzt aber ist es spät. Gute Nacht.

Nun gut, lege dich schlafen. Ich werde zu dem armen Jungen gehen.

Tante Cäcilie wandte sich dem Krankenzimmer zu; da gab die Angst Julien einen glücklichen Gedanken ein.

Mir wird eine Nacht Schlaf sehr gut bekommen, sagte sie, und da du gerne wachst, so hast du sehr Recht, deiner Neigung zu folgen.

Gerne wachen? Neigung?

Tante Cäcilie setzte das Lämpchen auf die geschweifte Schublade und blickte Julie zerschmetternd an. Als diese jedoch sich anschickte, davonzugehen, ergriff die Tante wiederum das Grubenlicht und bewegte sich mit anerkennenswerter Energie nach ihren Gemächern hin, wobei sie nur sagte: Ich werde schlafen.

Tief aufatmend glitt Julie, ohne die Korridorthür hinter sich zu schließen, nach dem Zimmer des Bruders, und nahm ihren Platz an dessen Bett wieder ein.

Der Kranke fieberte stark und bewegte sich unruhig. Knochen und Adern traten unter der gelben Haut deutlich hervor; das dicke Haar war kurz verschnitten, die Stirn verbunden; was von dem Gesicht zu sehen war war ohne Ausdruck und Leben.

Julie konnte sich an diesen Anblick noch immer nicht gewöhnen. Da war auch kein Zug zu finden, der sie an den alten Valer erinnert hätte. Sie schüttelte trübe den Kopf in Gedanken an Monikas leidenschaftliches Verlangen.

Wie sie sich noch über den Bruder beugte, glitt ein Schatten über die Nachtlampe. Aufschauend gewahrte sie die junge Gräfin, die, neben dem Bette niedersinkend, die abgemagerte Hand des Kranken mit Küffen bedeckte. Sie vergoß dabei wahre Thränenströme und gab ihm die süßesten Namen, die Liebe und Kummer erfinden können. Julie glaubte zu sehen, daß er die Lippen öffnete und daß ein Schimmer von Bewußtsein in seinen Augen aufleuchtete. Sie wandte sich ab und verließ das Gemach.

Im Vorzimmer trat sie an das Fenster und faltete die Hände auf dem Sims. Sie fühlte eine große innerliche Ruhe, ohne zu wissen, warum. Die Erde erschien ihr, wie sie da im Mondlichte lag, traurig, aber doch schön. So stand sie lange, ehe sie zu ihrem Kranken zurückkehrte.

Sie müssen gehen, Monika.

Diese wandte den schönen Kopf langsam der Eintretenden zu. Gehen? Ach nein, Julie, ich kann nicht. Er hat es gern, wenn ich hier bin.

Sie beugte sich wieder über den Kranken und lächelte ihm zu. Julie meinte, nie etwas annähernd so reizendes gesehen zu haben, wie den Ausdruck ihres Gesichts in diesem Augenblicke.

Was soll ich thun, flüsterte Monika, soll ich gehen, Valer?

Er öffnete wieder die Augen, als sie seinen Namen nannte, doch zeigte

ihr sein müder Blick, daß er sie nicht verstand. Ihre Augen füllten sich wieder mit Thränen. Er wird sterben, sagte sie tonlos. Dann erhob sie sich und ging.

Der Kranke verhielt sich die Nacht hindurch ruhiger als bisher, und doch war seine Pflegerin so müde, als der Morgen graute, daß der Schmidt, als er ins Zimmer trat, um sie abzulösen, über ihr übernächtiges Aussehen erschrak. Sie möchten doch einmal hinunter ins Eßzimmer kommen, raunte er ihr zu, es wäre jemand unten.

Julie folgte der Aufforderung halb schlafend. Aber auf der Schwelle des Eßzimmers blieb sie überrascht stehen. Die elegante schwarze Dame, die da saß, war niemand anders als Mathilde, und hinter ihr stand Richter. Obwohl die Augen der jungen Frau vom Weinen gerötet waren, sah sie so blühend und glücklich aus, wie Julie sie nie vorher gesehen hatte. Sie wandte sich, nachdem sie die Schwester umarmt hatte, mit besondrer Herzlichkeit dem Schwager zu. Er war ersichtlich in dieser schweren Zeit seiner Frau die Stütze gewesen, deren sie bedurfte.

Der alte Richter war zur Ruhe gegangen, und Tante Cäcilie ließ sich ausführlich seine letzten Tage und Stunden schildern. Was das jetzt für ein Sterben ist! seufzte sie. Man schwieg traurig. Ja, fuhr die Tante fort, es sind schlechte Zeiten und ganz anders, als in meiner Jugend! Damals hielten es die Leute noch für ihre Pflicht, sich anständig zu betragen.

Sie sah die Richter strafend an. Es war Ungewohnheit; aber heute machte es Julie befangen. Sollte sie doch etwas bemerkt haben? dachte sie betroffen; dann sah sie schnell nach dem Dunkel. Der balancirte einen Theelöffel auf der Fingerspitze und schien für nichts andres Aufmerksamkeit zu haben. Wir sind an seinen Fenstern vorübergegangen, dachte Julie; er hat uns gesehen. Sie war zerstreut und müde. Nach dem Frühstück wanderte Mathilde nach dem Zimmer des kranken Bruders, wohin es sie mit Macht zog. Richter, dem Juliens Aussehen zu ernst und müde selbst für diese schwere Zeit erschien, forderte sie auf, mit ihm etwas durch den Garten zu gehen. Er sprach zu ihr von Anton. Mich dünkt es eine besondre Vergünstigung, abgerufen zu werden, wenn man noch nicht abgenutzt ist.

Nein, es ist hart! sagte Julie finster. Warum mußte gerade der Frohe und Glückliche sterben, während der andre —

Sie seufzte. Richter sah sie erstaunt an. Der andre? fragte er, die Fortführung ihres Satzes erwartend.

Er eben ist nicht glücklich. Der Tod wäre ihm erwünscht gekommen!

Er mag wieder glücklich werden. Für die Lebenden dürfen wir hoffen, Fräulein Julie.

Sie erwiderte nichts, sondern sah auf das welke Laub, das zu ihren Füßen raschelte, und die Sorgenfalten auf ihrer kurzen, geraden Stirn traten scharf hervor. Richter glaubte den Weg, den ihre Gedanken genommen hatten, zu erraten. Er und Mathilde hatten nach einer gewissen Richtung hin schärfer gesehen, als Julie meinte, und manch ernst beratendes Wort war zwischen den jungen Eheleuten gesprochen worden. Jetzt begann er von seiner Frau zu reden. Sie kennen Mathilde, wenn irgend jemand sie kennt. Aber Sie können nicht wissen, was sie uns in diesen Wochen gewesen ist! Ein Engel an Liebe und Güte, schien sie meinem armen Vater ersetzen zu wollen, was die Härte des Sohnes ihm Jahre hindurch vorenthalten hatte.

Julie sah auf in sein bewegtes Gesicht, ergriff seine Hand und drückte sie herzlich.

Sie nannten sich sonst gern einen Geschäftsmenschen, fuhr er fort, lassen Sie mich einmal „geschäftlich“ reden. Mein Vater war ein reicher Mann, und ich bin der einzige Erbe. Mathilde und ich, wir sind heute im Besitze eines Vermögens, das weit anspruchsvolleren Menschen genügen würde. Mathilde hat infolge dessen Ihren Onkel gebeten, auf ihr väterliches Erbe zu Gunsten des Bruders verzichten zu dürfen, und dieser Wunsch soll berücksichtigt werden.

Julie sah den Schwager groß an und ging dann neben ihm weiter.

So könnte es sein, sagte sie endlich; aber sie wußte ersichtlich nicht recht, zu wem sie sprach. Richter führte sie nach dem Hause zurück und ermahnte sie dringend, sich jetzt zur Ruhe zu legen, da sie derselben sehr bedürftig scheine. Julie nickte zustimmend und begab sich auf ihr Zimmer. Aber eine Stunde später wanderte sie über die Wallbrücke und zum Thore hinaus.

Sie ging nach Moosdorf.

Die dicken Steinmauern des Moosdorfer Schlosses hatten der Sonne hartnäckig den Eingang verwehrt, und in den Zimmern herrschte Ende September eine Temperatur, die das Feuer in den Kaminen zur Unnehmlichkeit machte.

In einem der hohen und reichen Gemächer befanden sich der Graf und seine Tochter. Sie stand in der tiefen Fensternische und lehnte den Kopf an die bunten Wappenscheiben. Der Graf saß im Reifcanzuge vor einem gut besetzten Frühstückstische.

Dies ewige Kopfhängen kleidet dich schlecht, Moni; man sieht dir die unglückliche Liebe auf Meilen an. Und nun gar diese Klosterabsichten! Wenn du endlich von diesen Phantastereien ließt und gingest die Verbindung ein, die ich dir vorgeschlagen habe, so könntest du erst sehen, was eigentlich leben ist. Einer schönen und reichen Frau liegt die Welt zu Füßen.

Du kannst mich nicht zwingen.

Und die Heiligen sollen mich davor behüten, Schatz! rief er ungeduldig, wenn du es durchaus nicht besser haben willst, meinestwegen gehe ins Kloster.

Sie blickte mit den großen traurigen Augen zu ihm hinüber und ging leise aus dem Zimmer.

Gleich darauf erschien der Kammerdiener auf der Schwelle.

Was giebt's, Franz? Du siehst ja aus, als hättest du der Welt Untergang zu verkünden.

Fräulein von Riffelshausen lassen sich bei dem Herrn Grafen melden.

Welche? rief Daïda und sprang auf.

Das junge gnädige Fräulein, sagte der Diener steif.

Das geht über mein Verständnis, bemerkte Daïda und begab sich eilig nach dem Empfangszimmer.

Dort saß Julie am Fenster. Der große Strohhut verbarg fast ihr Gesicht; die Hände hatte sie auf den Knien gefaltet. Sie hielt ein herbstbuntes Brombeerblatt in den Fingern und betrachtete es gedankenvoll. Erst als der Graf vor ihr stand, sah sie langsam zu ihm auf und errötete leicht.

Ich komme mit einer Bitte zu Ihnen, sagte sie. Mein Bruder liegt in Siebenhofen schwer krank. Seine Genesung hängt vielleicht davon ab, daß er wieder Hoffnung für das Leben faßt. Geben Sie jetzt Ihre Einwilligung zu seiner Verbindung mit Ihrer Tochter?

Er schwieg einige Sekunden, dann sagte er: Es geht nicht, da auf beiden Seiten kein Geld vorhanden ist.

Auch hier hat sich manches geändert, sagte sie. Mein ältester Bruder ist

tot; Mathilde und ich sind imstande, auf unsern Anteil am väterlichen Vermögen zu Valers Gunsten zu verzichten, und das Gut hat Aussicht, sich sehr zu heben, wenn wir jetzt Frieden bekommen.

Wie unverständig ist ein solcher Verzicht von Ihrer Seite! Glauben Sie, daß Ihr Bruder Ihnen das Opfer jemals danken wird? Was liegt Ihnen daran, daß zwei Menschen ihre Launen befriedigen, während es tausend andern in demselben Falle versagt bleibt? Monika paßt auch garnicht zu Ihrem Bruder! Er soll sich eine Frau suchen, die ihn in Ordnung hält, das thut uns Männern not! Eine Frau, die ihm das Haus rein hält und seine Kinder zu Ehrenmännern erzieht; eine Frau, die sich nicht sogleich den Tod wünscht, wenn er übellaulig nach Hause kommt, die nicht Zärtlichkeiten verlangt, sondern Achtung, kurzum, eine Frau wie Sie.

Er hatte mit Bitterkeit gesprochen. Julie hielt seinem finstern Blicke Stand mit einer eigentümlichen Mischung von Mut und Angst.

Ich kann Sie nicht überzeugen, Graf; ich will Sie bitten! Es liegt in Ihrer Hand, meinen einzigen Wunsch zu erfüllen.

Er sah sie an mit einem eigentümlichen Aufleuchten der Augen. O, Sie wußten, was Sie thaten, als Sie selbst hierherkamen! Sie wußten, daß Sie, und Sie allein, mich zwingen konnten. Ich gebe nach. Verheiraten Sie, wen Sie wollen; aber kommen Sie nicht wieder in die Höhle des Löwen — ich bin kein Riffelshausen!

Sie war sehr blaß geworden. Als er geendet hatte, stand sie auf, und er geleitete sie schweigend die breite Marmortreppe hinunter. In der dunkeln Halle befanden sich zu ihrer Erleichterung mehrere Diener. An der Thür verabschiedete er sich förmlich.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Noch an demselben Tage stattete Julie dem Onkel ausführlichen Bericht ab. Schweigend und mit gesenktem Kopfe hörte sie Georg bis zu Ende an.

Wie kommst du aber dazu, dein Erbteil dem Bruder zu überlassen? fragte er endlich.

Ich brauche nichts. Wenn Valerian meiner nicht mehr bedarf, gehe ich, mit deiner Erlaubnis, in ein Krankenhaus. Dort hoffe ich für meine Kräfte gute Verwendung zu finden.

Er sah ihr forschend in die Augen. Ist das dein Wunsch?

Ja, Onkel.

Gut. Wir wollen Petri fragen, ob er dir die körperliche Brauchbarkeit für diesen anstrengenden Beruf zuspricht.

Hiermit war die Sache erledigt. Wie weit der Onkel damit zufrieden war, vermochte Julie nicht herauszufinden.

Ein paar Tage später zog das junge Paar Richter nach Trübensee hinüber, wo unter freundschaftlicher Mitwirkung der Familie Schefflingen das alte Pfarrhaus von oben bis unten neu hergerichtet wurde. Schefflingens hatten gute Nachrichten von Emilchen, der es sich zur Zeit in einem französischen Schlosse recht wohl sein ließ.

Indessen ging es unter Petris Leitung und Juliens Pflege mit Valers Grenzboten IV. 1886.

Genesung langsam vorwärts. Wenn er nur nicht so schlaff wäre, klagte Petri, man sollte meinen, Ihr Herr Bruder besäße gar keine Energie.

Julie aber beschloß, an die verlorene Energie einen kräftigen Appell zu machen. Denkst du noch an die Monika Daïda? begann sie eines Morgens, als er stundenlang schweigend gelegen hatte, ohne zu schlafen. Bleib nur liegen, ich verstehe dich ganz gut!

Warum fragst du?

Weil mittlerweile verschiedene Leute nachgiebiger geworden sind.

Von wem sprichst du, Julie?

So bleib doch nur liegen, sonst bekommst du sicherlich kein Wort weiter zu hören.

Ich liege. Bitte, sprich!

Wenn du wieder gesund und arbeitsfähig wirst, kannst du deine Monika heiraten. Man gestattet es jetzt auf beiden Seiten.

Valer erwiderte nichts. Das Fieber verschlimmerte sich, und Julie begann zu fürchten, mit ihrem gewagten Mittel geschadet zu haben. Allein dem war nicht so. Nach ein paar bösen Tagen machte die Besserung des Kranken so rasche Fortschritte, daß alle in freudiges Erstaunen gerieten. Der Tag, an dem der Herr Referendar zum erstenmale in dem gut durchheizten Saale erschien, war ein solcher Freudentag, daß Valerian ganz beschämt sagte: Solchen Lärm habe ich Ungeratener wahrhaftig nicht verdient!

Einige Tage nach diesem wichtigen Ereignisse stattete Georg von Riffelshausen einen mehrstündigen Besuch in Moosdorf ab. Der Graf Daïda war im Begriffe, mit seiner Familie nach Wien überzusiedeln; als aber Georg vorschlug, Monika unter seiner und Cäciliens Obhut in Siebenhofen zurückzulassen, ging er bereitwillig darauf ein. Schon am nächsten Morgen holte der Baron die kleine Dame ab. Der Schmidt wurde vorausgeschickt, um den Genesenden auf den Besuch vorzubereiten, aber kaum hatte dieser mit seiner Einleitung begonnen, als Valerian aufsprang und zum größten Entsetzen Juliens und der Tante in den kalten Vorsaal stürzte. Dort schloß er eine kleine, schlanke, in Pelzwerk gehüllte Dame mit so ungestümer Heftigkeit in seine Arme, daß man zu der Annahme berechtigt war, seine Kräfte müßten in letzter Zeit um ein beträchtliches zugenommen haben.

Ihre schmiegame Natur und das Zusammensein mit dem Geliebten machten es Monika leicht, sich in den ihr sehr fremden Verhältnissen des Siebenhofner Herrenhauses einzuleben, und ihr anmutiges, weiches Wesen wußte auch hier die Herzen im Sturme zu erobern. Sehen Sie, Fräulein Julie, sagte der Schmidt, eines Abends mit der Pfeife durch den Garten schreitend, wenn man so sieht, wie so gar lieb das gnädige Komteßchen unsern Baron Valerian haben und wie so herzig sie unsereinen mit den großen schwarzen Augen anschaut, da muß man ihr gut sein! Das ist nicht anders.

Von dem Plane der Schwestern zur Erledigung der Geldfrage wollte Valer anfangs freilich nichts wissen. Ich begreife wirklich nicht, wie du so etwas zugeben kannst, Onkel! rief er, nachdem er heftig Protest eingelegt hatte, ohne den Baron von seiner Ansicht zu überzeugen. Monika wird warten, und wenn ich bis jetzt wie ein Pferd gearbeitet habe, so thue ich es von nun an für zweie. Mit solch einem Ziele vor mir werde ich nicht zurückbleiben.

Der Onkel lächelte. Einstweilen, mein lieber Junge, bist du ein Invalide, und deine Energie muß einzig darauf gerichtet werden, wieder zu Kräften zu

kommen. Was aber Mathildens Beschluß anlangt, so hat ihn Richter gut geheißt, und somit kannst du es unbedenklich auch thun. Mathilde ist auch ohne das kleine Erbe, auf das sie zu deinen Gunsten verzichtet, eine reiche Frau. Das Vermögen deiner Tante sowie das meine stecken dergestalt im Gute, daß es unmöglich wäre, sie ganz herauszuziehen; dagegen habe ich das eure nach Möglichkeit freigehalten. Zudem beabsichtigt deine Tante Julien, als ihrer nicht verheirateten Nichte, das ihrige zu hinterlassen. Du siehst, für deine Schwestern ist gesorgt. Es scheint mir eine Pflicht zu sein, daß du um ihret- und deiner Braut willen an dich denkst.

Valer schwieg; der Baron sah in diesem Schweigen mit Befriedigung ein Nachgeben.

Der Winter 1870 war bekanntlich von grimmiger Strenge, und besonders wies unser Hügelland eine Temperatur auf, die den grönländischen Eisbergen Ehre gemacht hätte. Im Hause Siebenhofen wurde, wie Tante Cäcilie behauptete, einmal wieder der „ganze Thüringer Wald“ in die Ofen gesteckt; trotz dieses Aufwandes litt Valer unter der Kälte, sodaß Doktor Petri, als er es Morgens blau gefroren ins Esszimmer trat, mit Nachdruck die schleunige Ueberführung des Genesenden in ein milderer Klima verlangte. In der That war der junge Held noch durchaus unfähig, sich ernstlich zu beschäftigen, und er verging fast vor Ungebuld über diesen Zustand. Von einer Reise wollte er jedoch nichts wissen. Glaubt ihr, mich loszuwerden, wenn die Moni hier ist? Er lachte in seiner alten Weise. Setzt habe ich sie; glaubt nur nicht, daß ich so dumm bin, sie noch einmal fahren zu lassen.

Es nimmt sie dir unterdessen wahrhaftig keiner! rief die Tante ärgerlich, aber Valer blieb eigensinnig bei seiner Meinung. Darauf wurde großer Familienrat gehalten, und Mathildens Vorschlag, die Trauung Valers und Monikas nicht hinauszuschieben, wurde einstimmig angenommen. Man könne ja auf diese Weise Erholungs- und Hochzeitsreise vereinigen, meinte Tante Cäcilie. Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß die Hauptbeteiligten dies Auskunftsmittel bedingungslos genehmigten.

Das Haus Siebenhofen zog denn wieder einmal sein Festkleid an, und Tante Cäcilie buk und braute, von den Nichten unterstützt, um die wenigen, zu der stillen Feier herbeieilenden Gäste würdig zu bewirten. Die Trübenfeer Nachbarn hatten sich eingefunden, und sogar der in seinen Bergen halb eingeschneite alte Dufele mit seiner Schwester war gekommen. Die Traurede wurde zu Mathildens Bedauern nicht von „ihm“ gehalten, sondern auf des Onkels Wunsch von Goldner. Dieser faßte sich übrigens in Rücksicht auf den Gesundheitszustand des Bräutigams erstaunlich kurz, unterließ es sogar, auf das neunzehnte Jahrhundert zu schimpfen, und gedachte nur vorübergehend der tapfern Thaten des Bräutigams und seines edeln Bruders. Diese Erwähnung veranlaßte freilich Tante Cäcilie, Lieschen Schefflingen, Mathilde, die Pfarrerin Goldner und die junge Minna zu mehr oder minder heftigem Schluchzen. Auch dem Schmidt kam die Feier so rührend vor, daß er sich gern die Augen gewischt hätte; da jedoch der Baron ruhig blieb, unterdrückte auch er seine Gefühle.

Als am nächsten Morgen das junge Paar nach der Station abfuhr, kam die Reihe zu weinen an Julie. Es erschien ihr, als müsse sie den geliebten Bruder jetzt endgiltig an die kleine Schwägerin abtreten, und obgleich sie sich deswegen der Selbstsucht anklagte, wollte doch das wehmütige Gefühl nicht weichen. Trotz der strengen Kälte stand sie lange noch auf dem Platze an der

Parkmauer, sah dem Schlitten nach und lauschte den Glöckchen, als er um die Wegkrümmung verschwand. Dann hüllte sie sich fester in ihren Schal und kehrte langsam nach dem Hause zurück. Da lag das alte Gebäude in seiner reinlichen Schneenumgebung, in dem die Spuren der Schlittenkufen und Hufe ersichtlich waren. Auf den Tannen am Hause krächzte ein Rabe, und der Rauch stieg dünn und grau zu dem farblosen Himmel auf. Es war bitter kalt; krySTALLartige Eisblumen überzogen die Fensterscheiben; von den Hofgebäuden her erscholl die Art des Holzhauers, und weiter aus der Entfernung tönte das Summen der Dreschmaschine.

Es war Julien zu Mute, als sei das alte Haus traurig, daß es nun so gar einsam geworden sei, als höre sie es klagen. Sie setzte sich in den Hausflur auf einen alten Holzstuhl und sah mit auf den Knien gefalteten Händen vor sich hin, bis sie irgendwo eine Thür gehen hörte. Da stand sie auf und ging langsam nach des Barons Zimmer.

Es rauchte drinnen, was öfters vorkam, auch sollte schon seit zehn Jahren „bei Gelegenheit“ ein neuer Ofen gesetzt werden.

Georg schrieb, oder er hatte doch wenigstens die Feder in der Hand.

Lieber Onkel, ich möchte mit dir sprechen.

Er streckte ihr freundlich die Hand entgegen. So feierlich?

Ja. Ich möchte dich bitten, nun die nötigen Schritte wegen meines Eintrittes in das Krankenhaus zu thun.

So willst du wirklich fort?

Ja, Onkel, ich brauche Arbeit.

Und doch siehst du mehr nach Resignation aus als nach einem freudigen Entschlusse.

Ich bin so müde von allem, Onkel!

Er zog sie neben sich auf das alte Ledersofa und nahm ihre beiden kalten Hände in die seinen.

Julie! Kind! Ist es möglich, daß du dich um jenen Mann grämst? Es war das alte Gespenst, das ihn ängstigte.

Sie erblaßte. Ich weiß, es ist eine Sünde, daß es ihm einmal gelang, meine Sinne zu verwirren! Ich entseze mich, wenn ich daran denke, daß ich in Gefahr kam, die Begriffe von Recht und Unrecht in mir zu verschieben! Es ist eine Erinnerung, die mich beschämt und quält. Du aber hast uns gelehrt, daß wir Entsagung und Arbeit der Schwäche entgegensetzen müssen. Jetzt will ich deinen Lehren folgen.

Er sah sie traurig an. Trage eine Gedankenschuld nicht so schwer. Auch ich habe böse Gedanken gehabt, und habe mich bezwungen.

Ich weiß es! entfuhr es ihr. Er blickte sie betroffen an und schwieg.

Ich möchte mich selbst vergessen, fuhr sie fort; für andre arbeiten, wie du.

Für andre willst du arbeiten? Du meinst für Fremde, Kind? Es arbeitet sich besser für die Menschen, die man liebt. Doch geh, wenn es dich drängt. Ich darf dich nicht zurückhalten.

Er ließ ihre Hände los und senkte den Kopf. Ein paar scharfe Linien traten in sein Gesicht, wie nur der Kummer sie zeichnet. Sie sah ihn tief betroffen an. War es denn möglich, daß er noch wünschen konnte, noch entbehren? War es denn möglich, daß es ihr gegeben war, ihm das Leben lieber zu machen? Fast schien es unglaublich.

Ist es dir denn leid, mich gehen zu lassen? fragte sie fast zaghaft.

Er sah schnell auf. Das fragst du noch? sagten seine Augen.

Da legte sie beide Arme um seinen Hals und barg ihr glückstrahlendes Gesicht an seiner Schulter. Du Liebster, Liebster! Ich will dich nie verlassen, nein, niemals!



Notiz.

Die Italienische Gesellschaft in Berlin (*Società Italiana di Berlino*). Die Interessen, deren Gemeinschaft in unsrer Zeit die Menschen zu einander führt, pflegen mehr oder weniger einen realen Untergrund zu haben, auch wenn derselbe in der Förderung des Vergnügens besteht. Selten ist es, daß namentlich in den bewegenden Verhältnissen der Großstadt eine Gesellschaft sich zusammenfindet, welche ein ausschließlich ideales Ziel verfolgt. Eine solche ist die italienische Gesellschaft in Berlin, welche am 29. November d. J. ihr fünfzigjähriges Stiftungsfest beging. Aus diesem Anlaß ist von einem Mitgliede derselben, dem Lektor der italienischen Sprache an der Berliner Universität, Rossi, ein „Blick in die Chronik der Gesellschaft“ (*Occhiato nella cronaca*) veröffentlicht worden, welcher geeignet ist, auch das Interesse weiterer Kreise in Anspruch zu nehmen. Die Gesellschaft ist im wesentlichen eine deutsche; sie ist im Jahre 1836 von dem bekannten Sprachforscher und Herausgeber des ersten nennenswerten Wörterbuchs (deutsch-italienisch und italienisch-deutsch) Francesco Valentini begründet worden. Das Ziel der Gesellschaft ist, die Liebe zu den italienischen Studien aufrecht zu erhalten und zu befördern. So groß war und ist noch heute die Sehnsucht der Deutschen nach dem klassischen Lande der Römer, daß sich gleich bei der Gründung der Gesellschaft eine Anzahl geistig hervorragender Personen fanden, welche an der Verwirklichung dieses Zieles arbeiteten, und daß noch jetzt nach fünfzig Jahren es in dem großen Berlin immer noch eine Reihe solcher Personen giebt, welche einmal im Monat die Sorgen des täglichen Lebens von sich abstreifen und sich an der Erinnerung italienischen Lebens erfreuen. Die Chronik der Gesellschaft vergißt nicht die Namen der früheren und gegenwärtigen Mitglieder, die im Jahre die Zahl von 40 niemals überschritten haben, aufzuzählen. Wir finden unter den ersteren den Prof. Schnekenberg, Passalacqua, den Direktor des ägyptischen Museums, Kopisch, Tieck, Schinkel, Rauch, Meyerbeer, Gräfe, Zumpt, Gauss, Reumont, Gerhardt, v. Duast, Minutoli, Wiese, Wefen, Balan, Ranke u. a. m. Trotz der verschiedensten Lebensstellung und Parteirichtung ist der Geist ein einmütiger und von allen politischen Ereignissen ungetrübt geblieben. Selbstverständlich haben die hervorragenden Wandlungen in den Geschicken des deutschen und italienischen Volkes nicht ohne Einwirkung bleiben können; die Ereignisse der Jahre 1848, 1859, 1866 und 1870 spiegeln sich wohl hier und da in den Besprechungen der Gesellschaft wieder, zumal da hervorragende in Berlin anwesende Italiener nur allzusehr geneigt sind, auf die Verbrüderung der beiden Nationen hinzuweisen. Die Chronik erwähnt diese Einwirkungen, welche in der Erinnerung zurückliegen, denn heute herrscht das künstlerische und literarische Element in den monatlichen Reden vor; die Themata der letzteren halten sich von jeder Tagespolitik fern, und nur diesem Umstande ist es zuzuschreiben, daß die Gesellschaft sich so lange hat erhalten können und auch Aussicht auf ein weiteres Bestehen hat.

Es ist nur ein kleines Stück deutschen und besonders Berliner Kulturlebens, welches diese Chronik in sich schließt, aber es ist doch wohlthuend, zu sehen, wie